

Das Geschlechterverhältnis in der Care-Debatte

Modernisierung oder Persistenz?

17

von Béatrice Alischer

Die Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern ist eines der Kernthemen der aktuellen Care-Debatte. Feministische Bestrebungen einer Aufwertung und De-Naturalisierung weiblicher Hausarbeit haben zur Diskursivierung des Problems der geschlechtsspezifischen Ungleichheit geführt, was die öffentliche und politische Auseinandersetzung mit Arbeitsteilung antreibt.

Ausgehend von der Diagnose einer rhetorischen Modernisierung des Geschlechterverhältnisses analysiert der Artikel anhand einer qualitativen Studie die Deutungsmuster junger Erwachsener. Dabei steht die Frage im Fokus, wie Geschlecht bezüglich der Arbeitsteilung heute gedeutet wird. Das Resultat verweist auf tief verankerte Traditionalismen, die dem modernen Wandel deklarierenden politischen und wissenschaftlichen Diskurs entgegenstehen. Die Deutung von Geschlecht beruht hier vielmehr auf dualistischen und naturalistischen Deutungen von Geschlecht, was Auswirkungen auf die Verteilung von Arbeit hat.

abstract

Care-Arbeit in der BRD

Die Gleichstellung der Geschlechter ist in Deutschland ein von der Bundesregierung formuliertes, laut zweitem Gleichstellungsbericht allerdings „nicht erreichtes Ziel“ (Drs. 18/12840: 1). Die Ungleichheit äußert sich in erster Linie durch die geschlechtspezifische Verteilung von Arbeit, nämlich der vermehrt von Frauen unbezahlt geleisteten Care-Arbeit in Relation zu männlich dominierter Erwerbsarbeit. So statuiert der aktuelle Bericht vom 21. Juni 2017, die Verteilung von Arbeit „in Deutschland [ist] immer noch ganz entscheidend vom Geschlecht abhängig; hier hat sich [...] nichts Wesentliches geändert“ (ebd.: 90). Noch immer ist ein deutlicher *gender care gap* zu verzeichnen und das hierarchische Geschlechterverhältnis zeigt sich als enorm stabil in den sich sonst durchaus wandelnden Gesellschaftsstrukturen, die sich unter anderem durch politische Maßnahmen, Digitalisierung und Individualisierung transformieren.

Der soziale Bereich, den die Veränderungen der Geschlechterkonstellationen wohl am meisten betreffen, ist die Sorge- bzw. Care-Arbeit. Das Besondere an der Care-Arbeit ist, dass sie quer durch die gesellschaftlichen Felder verläuft und jede_n einschließt. Staat, Markt und Privatleben sind geprägt durch und abhängig von Care, die inzwischen mehr als rein private Reproduktionsarbeit darstellt. Care

wird durch staatliche Maßnahmen und Leistungen international unterschiedlich institutionalisiert, wirtschaftlich kommodifiziert und muss im Spannungsfeld von Arbeitsmarkt und Familie privat zwischen Partner_innen (neu) verteilt werden. Die angestrebte Neuverteilung schlägt sich im Gleichstellungsbericht allerdings für die BRD noch nicht nieder. Ganz im Gegenteil: In Bezug auf Care ist die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nach wie vor äußerst stabil.

Dieser Artikel widmet sich daher der Frage, ob und wie sich das Wissen um die Geschlechterdifferenz gewandelt hat, um im Anschluss daran die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses anhand der Ausführungen junger Erwachsener zum Thema Care zu entschlüsseln. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der geschlechtspezifischen Verteilung von Lohn- und Sorgearbeit.

” Der soziale Bereich, den die Veränderungen der Geschlechterkonstellationen wohl am meisten betreffen, ist die Sorge- bzw. Care-Arbeit.

Die sich langsam angleichenden Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern werden im Folgenden ausgeklammert, da sich die empirische Untersuchung auf Daten aus Bayern beschränkt.

Geschlechterverhältnis und Geschlechterdifferenz

Da der Artikel etwaige Veränderungen des Geschlechterverhältnisses hinterfragt, muss der Begriff zunächst klar sein: Unter dem *Geschlechterverhältnis* wird hier verstanden, wie Männer und Frauen im Sinne sozialer Gruppen „in gesellschaftlich institutionalisierter Form zueinander in Beziehung stehen“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: 7), da dieses Verhältnis nicht naturgegeben, sondern sozial geformt ist. Gemeint sind damit die Organisationsprinzipien wie Hierarchie, Egalität oder Komplementarität, die davon abhängen welche sozialen Positionen die Geschlechter jeweils besetzen und wie diese Stellungen institutionell gefestigt werden. Dieses Verhältnis wird in verschiedenen sozialen Formationen, wie z.B. auch in Partnerschaften und auf dem Arbeitsmarkt reproduziert. Die *Geschlechterdifferenz* meint dagegen die Zuordnung von Menschen in zwei Geschlechter und somit das Alltagswissen um die biologisch legitimierte ‚natürliche‘ Zweigeschlechtlichkeit, die aber zunehmend als sozial konstruiert

verstanden wird. Die Kontingenz der biologischen Geschlechterkonstruktion wird in der historischen Untersuchung der medizinischen Darstellungen von Geschlecht deutlich, denn je nach sozialer Konstruktion der Geschlechterdifferenz wird die biologische Legitimation angepasst – nicht umgekehrt (vgl. Laqueur 1992: 181; vgl. auch Villa 2011).

Wie diese Konstruktion des Geschlechterverhältnisses innerhalb der Care-Debatte erfolgt und sich potenziell verändert hat, wird im Folgenden aufgezeigt.

Kontingenz von Care als weiblicher Arbeit

Die Bedeutung von Care manifestiert sich besonders deutlich in der geschlechtsspezifischen Aufteilung von bezahlter Erwerbs- und unbezahlter Care-Arbeit. Der vorliegende Artikel versteht Care als weiblich konnotierte, unbezahlte Arbeit im Privaten, die auf zwischenmenschlichen Interdependenzen innerhalb von Machtgefügen beruht. Unbezahlte Sorge-Arbeit im Privaten umfasst dabei alle reproduktiven Tätigkeiten, die zur Lebenserhaltung nötig sind, Hausarbeit (Nahrungszubereitung, Reinigungs-/Instandhaltungstätigkeiten usw.) sowie Fürsorgearbeit (Versorgung und Betreuung von Hilfsbedürftigen) einschließen und auch gegen Entlohnung an Dritte übertragen werden können (vgl. Hobler 2017: 3 ff.).

”

Von einer naturgegebenen Disposition des Weiblichen für Hausarbeit kann folglich nicht die Rede sein.

In der deutschsprachigen Wissenschaft thematisierten Gisela Bock und Barbara Duden (1977) erstmalig die Bedeutung und Kontingenz von Hausarbeit als „Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit“. Sie arbeiteten heraus, dass unentlohnte Hausarbeit „nicht ein zeitloses biologisches Schicksal der Frau [ist], sondern ein historisch bestimmtes und bestimmbares Phänomen, das einer ebenso historisch bestimmten Epoche der kapitalistischen Gesellschaft zuzuordnen ist“ (ebd.: 31).

Wird Hausarbeit in diesem Kontext wie oben beschrieben als Arbeit definiert, die – meist von der Ehefrau oder Mutter – für die übrige Familie ohne Entlohnung geleistet wird und dafür in Abhängigkeit vom Ehemann Unterhalt erhält, kann festgestellt werden, dass dies in der Zeit vor dem 18. Jahrhundert nicht der Fall war. Es wurde in Form einer Familienwirtschaft im Mehrgenerationen-Haushalt gelebt. Erst mit der Trennung von produktiver und reproduktiver Arbeit durch den Kapitalismus entstand der sogenannte private Haushalt und die Frau wurde zur Haus-

frau mit dem Aufkommen des Idealbildes der bürgerlichen Familie (vgl. ebd.: 32 ff). Von einer naturgegebenen Disposition des Weiblichen für Hausarbeit kann folglich nicht die Rede sein. Dennoch hat sich dieses Bild nicht zuletzt durch weitreichende Propagierung der häuslichen Mutterrolle im 19. Jahrhundert durchgesetzt und in Teilen bis heute gehalten. Das zeigen auch die historischen Rekonstruktionen der aus der bürgerlichen Gesellschaft entstandenen Binarisierung der Geschlechterdifferenz durch die idealisierte Mutterrolle, die Trennung von Privat/Öffentlich sowie Familie/Beruf (vgl. Gerhard 1978; Hausen 1976). Durch die Trennung von Produktion und Reproduktion wurde auch die eigentlich biologische Geschlechterdifferenz geprägt und die Unterscheidung zum sozialen Geschlechterverhältnis verwischt: „Aus Individuen werden nämlich, zugespitzt formuliert, (natürlicherweise) ‚liebende Hausfrauen und Mütter‘ oder (naturbestimmte) ‚Familienernährer‘“ (Villa 2011: 43). Damit wird eine Veränderung des sozialen Geschlechterverhältnisses naturalisiert, ein gesellschaftliches Phänomen als natürliche Tatsache legitimiert und Teil des alltäglichen Wissens um die Geschlechterdifferenz.

Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf

Gegenwärtig kann aber durchaus eine gelungene Arbeitsmarktintegration von Frauen festgestellt werden, welche allerdings mit neuen Herausforderungen und Vereinbarkeitsproblemen einhergeht. Vielfältige Analysen zur Integration von Frauen in die Berufswelt haben gezeigt, dass keine eindeutige Wahl zwischen Familie und Beruf getroffen wird, sondern vielmehr das Problem darin besteht, keine ‚Entweder-Oder-Entscheidung‘ treffen zu wollen. Das Gefangen-Sein in der Ambivalenz verschiedener Handlungsmaxime in Arbeitswelt und Familie stellt die tatsächliche Herausforderung von Frauen zwischen Beruf und Familie dar (vgl. Becker-Schmidt et al. 1982; sowie ebd. 1984 und Hochschild 2002).

Dieser Ambivalenz geht Elisabeth Beck-Gernsheim (1979) auf den Grund. Sie erörtert, wie stabil und zugleich überholt traditionelle Geschlechtsrollen sind. Sie kritisiert die Wirkmacht der sozialen Deutungen von *Männlichkeit* und vor allem von *Weiblichkeit*, denn „die Verantwortung für den Innenbereich der Familie, für Haushalt und Kindererziehung ist weiterhin primär der Frau zugewiesen“ (ebd.: 165). Zugleich ist durch die Emanzipation der Frauen durch Berufstätigkeit auch nach Familiengründung ein gestiegener Zugang zu ehemals männlichen Berufsfeldern zu verzeichnen. „Die Besonderheiten des

weiblichen Arbeitsvermögens“ (ebd.: 179) sieht Beck-Gernsheim in der doppelten Einbindung von Frauen in Berufs- und Familienleben, welches nicht aus dem zeitlichen Problem der Vereinbarkeit resultiert, sondern in den unterschiedlichen Logiken von Markt und Familie verankert liegt. Während Lohnarbeit sich auf die Bedürfnisse anderer, oft unbekannter Personen richtet, auf ökonomischen Nutzen zielt und Leistung sichtbar macht, da man mit anderen konkurriert, richtet sich Care-Arbeit auf die Erfüllung basaler Bedürfnisse vertrauter Personen.

Daraus – und nicht aus der Biologie – resultiert die Geschlechterungleichheit, die auf dem Arbeitsmarkt sichtbar wird. Da durch geschlechtsspezifische Arbeitsteilung den Frauen der häuslichen Bereich zugeschrieben wird und dieser mit gewissen Attributionen wie Harmonie, Emotion und Selbstbeschränkung verknüpft ist, die jenen im Berufsleben widersprechen, entsteht strukturelle Dissonanz: „Was für die Arbeit in der Familie richtig und angemessen ist, was dort als Fähigkeit stetig gefordert wird – erscheint umgekehrt in der Berufsarbeit als Mangel und Unfähigkeit“ (ebd.: 180 ff.).

Die Geschlechterdifferenz wird umgedeutet in männliches versus weibliches Arbeitsvermögen, das sich aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Haushalten ab der Kindheit inkorporiert und als leitende gesellschaftliche Norm fungiert, die weitere Ungleichheiten

”

Die vergeschlechtlichte Produktion sozialer Ungleichheit resultiert also unter anderem aus der „doppelten Vergesellschaftung“.

wiederum legitimiert. Dieser recht alte Ansatz aus den Anfängen der neuen Frauenbewegung zeigt, dass das Problem der Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt wie auch das Vereinbarkeitsproblem von Beruf und Familie keineswegs neu sind.

22

Die vergeschlechtlichte Produktion sozialer Ungleichheit resultiert also unter anderem aus der „doppelten Vergesellschaftung“ (vgl. Becker-Schmidt 2010) von Frauen. Diese bedeutet, dass Frauen durch Familie und Beruf doppelt in die Gesellschaft eingebunden sind und die Haus- bzw. Care-Arbeit gegebenenfalls zusätzlich zum Erwerbsleben bewerkstelligen müssen. Diese Dopplung ist dabei durchaus gewollt, motiviert dadurch an der Öffentlichkeit partizipieren zu wollen, Kompetenzen über die Haushaltsführung hinaus zu erwerben und am freien Wettbewerb im Kampf um soziale Anerkennung teilzunehmen (vgl. ebd.: 66). Daraus folgt aber auch eine „doppelte Diskriminierung“: „Frauen werden zur unbezahlten Hausarbeit verpflichtet, was zudem ihre gleichberechtigte Integration in das Beschäftigungssystem erschwert“ (ebd.: 67). Die Anforderungen an Frauen auf dem

Arbeitsmarkt vervielfachen sich zudem zunehmend. Es zeigen sich neue Verbindungen zwischen unentgeltlicher Care-Arbeit und Kommerzialisierung der Reproduktion, wenn beispielsweise Großunternehmen social freezing für Managerinnen anbieten und Frauen „zugleich als weibliche Führungskräfte im Betrieb, als künftige Mütter wie auch als Objekt der Kommerzialisierung durch die Reproduktionsmedizin konstruiert“ werden (Lenz 2017: 195).

De-Thematisierung von Geschlecht

Diese Exempel zeigen deutlich die Wirkmacht von Geschlecht auf Prozesse des Arbeitsmarktes wie auch der privaten Lebensführung. Im soziologischen Diskurs um das Geschlechterverhältnis konkurrieren aber unterschiedliche Sichtweisen. Gegenwärtig wird „eine paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz, von Chancen und Zwängen, von Ermächtigungen und Verunsicherungen“ (Maihofer 2007: 283) für das Geschlechterverhältnis konstatiert. Dies bedeutet beispielsweise, dass normative Entwürfe wie die hetero-

sexuelle Kleinfamilie und die damit einhergehende traditionelle Arbeitsteilung deutungsmächtig werden, „während die sich davon unterscheidenden Praxen konkreter Menschen oder andere normative Entwürfe (etwa von Familien oder Geschlechtlichkeit) weitaus prekärer sind in ihrer juristischen, ökonomischen oder kulturellen Dimension“ (Villa 2017: 65). Gleichstellung, Modernisierung und Individualisierung befinden sich in einer Art paradoxem Spannungsfeld mit persistenten Traditionalismen, beispielsweise wo entgegen rationalen Kosten-Nutzen-Kalkülen oftmals Mütter Erziehungsurlaub nehmen, auch wenn sie besser verdienen als ihre Partner_in (vgl. Schneider/Rost 1998; Bianchi et al. 2000; Hobler et al. 2017). Äquivalent dazu zeigen sich auch differente soziologische Diagnosen der Geschlechterdifferenz der Gegenwart, welche Ilse Lenz treffend subsummiert:

Bei der Frage, ob Gender omnirelevant ist, also überall wirksam bleibt oder gegenwärtig in bestimmten Kontexten dethematisiert wird, scheiden sich die Geister. Die einen stellen angesichts des Vordringens der Frauen in qualifizierte Professionen De-Institutionalisierungsprozesse von Geschlecht fest, während die anderen annehmen, dass die Berufsfelder weiterhin männlich zentriert bleiben, aber Geschlecht nun in Feindifferenzierungen re-konstruiert wird. (Lenz 2017: 185; vgl. dazu auch

Heintz 1993; Pasero 1995; Hobler et al. 2017).

Das Geschlechterverhältnis der Gegenwart ist folglich gekennzeichnet durch „Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten“ (Wetterer 2003: 288), die in der „rhetorischen Modernisierung“ (ebd.) Ausdruck finden, die sich durch die Verschiebung des Zusammenhangs von alltagsweltlichem Differenzwissen und der Sozialstruktur auszeichnet.

So lässt sich zwar eine Transformation beobachten, welche die Ungleichheit der Geschlechter zunehmend auflöst, etwa durch rechtliche Regulierungen des Arbeitsmarkts, die Öffnung aller Berufszweige für Frauen, Existenzsicherung für Alleinerziehende (Mütter) usw., während sich die sozialen Strukturen dagegen als träger erweisen, da sich die geschlechtliche Arbeitsteilung *praktisch* nicht gewandelt hat (vgl. u.a. König 2012; Koppetsch 2001; Kaufmann 2005). Treffend schließt Paula Villa (2017) daraus: „Es kann nicht wahr sein, was nicht sein darf“ (ebd.: 66). Dies bedeutet dass, wenn z.B. einer Beziehung Gleichheit unterstellt wird, „die eigene ungleichheitsgenerierende oder doch zumindest -perpetuierende Praxis übersehen [wird]“ (ebd.).

‚Rhetorisch‘ ist die Modernisierung folglich, weil sich mit dem Wandel um das Wissen über die Geschlechterdifferenz nicht die entsprechenden egalitären Praxen eingestellt haben (vgl. Wetterer 2003: 290 ff.).

Milieuspezifische Arbeitsteilung

Cornelia Koppetsch und Günter Burkhardt (1998) haben eine Milieustudie zum Vergleich der Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion in Paarbeziehungen durchgeführt, unter dem Hinweis dass es kein milieuunabhängiges Geschlechterverhältnis gibt, da sich plurale Männlichkeiten und Weiblichkeiten milieuspezifisch ausformen. Sie unterscheiden drei Milieus, wobei die Zugehörigkeit nicht frei von den Individuen gewählt wird, sondern durch milieuspezifische Institutionen und Prozesse aus denen die Lebensstile resultieren, produziert werden. Die Konstruktionsbedingungen des Geschlechterverhältnisses sind dabei Herkunftsmilieu, Bildungslaufbahn sowie Berufsrolle (vgl. ebd.: 119). In den Interviews wird das alltägliche Differenzwissen manchmal explizit artikuliert, meist aber symbolisch klassifiziert im Sinne einer „stillschweigenden Grundlage von Konflikten und Auseinandersetzung im Geschlechterverhältnis“ (ebd.: 120). Die drei wesentlichen Differenzkodierungen sind dabei erstens, der essentialistische Kode, welcher die Differenz naturalisiert und die „Unüberschreitbarkeit der Geschlechtergrenze“ (ebd.: 121) voraussetzt. Sie resultiert aus unveränderlichen biologischen Unterschieden, welche die Hierarchie durch die natürliche Überlegenheit des Mannes legitimieren. Zweitens, der traditionale Kode, welcher die Männlichkeit als Trägerprinzip kollektiver Werte

beinhaltet. Die Differenz basiert auf Rollen, impliziten Verhaltensregeln und inkorporierten Routinen. Die soziale Ordnung gilt als gegeben, was die Differenz der Geschlechter zu einem selbstverständlichen Teil alltäglicher Praxis macht, die keiner weiteren Reflexion bedarf. Der universalistische Kode schließlich basiert dagegen auf der Überwindung der Differenz und zielt auf egalitäre gesellschaftliche Teilhabe, indem Grenzen durch Kommunikation und Bildung abgebaut und keine unterschiedliche Veranlagung der Geschlechter unterstellt werden sollen. Die Studie zeigt für das individualistische Milieu anschaulich, wie sich die Geschlechterdifferenz in einer Gleichheitsrhetorik aufzulösen scheint, wobei bei genauerer Betrachtung innerhalb heterosexueller Beziehungen traditionelle Arbeitsteilungen bestehen bleiben und beispielsweise die Frau aus dem Arbeitsleben tritt, um die Kinder aufzuziehen oder der Großteil der Hausarbeit im Kompetenzbereich des Weiblichen verbleibt. Der Unterschied zu früher liegt lediglich darin, dass diese nicht mehr der normativen Geschlechterungleichheit sondern individuellen Entscheidungen der Betroffenen zugeschrieben werden. Auf der Makro-Ebene lässt sich beobachten, dass sich das fordistische Ernährer-Modell mit teils prekärer Müttererwerbstätigkeit und stark eingeschränkter Väterorgearbeit verschoben hat, da eine deutlich angestiegene Frauenerwerbsquote in der BRD zu verzeichnen ist, allerdings vielfach im

Bereich des Niedriglohnsektors und der Teilzeitarbeit. Dennoch hat sich das Verständnis von Elternschaft und Geschlecht deutlich flexibilisiert und pluralisiert (Lenz 2017: 195; 211).
Treffend formuliert Katharina Walgenbach (2015) dazu:

Im neoliberalen Geschlechterregime wird Geschlechterungleichheit de-thematisiert (...) Zugespitzt formuliert, sollen Frauen auf den Arbeitsmarkt strömen, doch die Belastungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sollen sie weder in heterosexuellen Paarbeziehungen noch auf dem Arbeitsmarkt in Frage stellen. (ebd.: 40 f.)

Anhand der qualitativen Analyse der Deutungsmuster junger Erwachsener wird im Folgenden aufgezeigt, wie das Geschlechterverhältnis aktuell konstruiert wird, wie die Zuständigkeiten für Care-Arbeit verteilt werden und wie bzw. ob Geschlechterungleichheit thematisiert wird.

Das Datenmaterial

Die der empirischen Analyse zugrundeliegenden Daten entstammen einem Teilprojekt des Forschungsverbunds ForGenderCare, in dem interdisziplinär der Zusammenhang von Geschlecht und Fürsorge theoretisch wie empirisch untersucht wird. Das Teilprojekt 12, aus welchem die

Daten stammen, widmet sich den Vorstellungen junger Erwachsener in Bayern zur Gestaltung von Fürsorge, wofür insgesamt 14 Gruppendiskussionen mit Jugendlichen verschiedener Milieus geführt wurden. Als Datenmaterial für die vorliegende Arbeit wurden zwei Diskussionen gewählt, deren Teilnehmer_innen sich stark unterscheiden. Es wurden bewusst unterschiedliche Milieus gewählt um möglicherweise differente Sichtweisen kontrastieren und rekonstruieren zu können. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Gruppen ist der Bildungsabschluss. Alle Befragten aus Gruppe 11 haben Abitur und befinden sich derzeit gemeinsam in der Ausbildung in einem großen Betrieb. Gruppe 6 dagegen ist heterogener bezüglich Alter, Bildung, Herkunft und aktueller Tätigkeit, was auch unterschiedliche Sichtweisen vermuten lässt.

Care versus Erwerbsarbeit: „Entweder das Eine oder das Andere“

Eines der Hauptthemen der Gruppe 11 ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Diskutiert werden zunächst die Schwierigkeiten des Wiedereinstiegs ins Arbeitsleben nach einer Erziehungspause, welche eindeutig der Frau zugeschrieben wird. Sie statuieren ihre ablehnende Haltung gegenüber dem frühen Abgeben der Kinder in eine Fremdbetreuung und fordern

mütterliche Sorge. Die Praktiken der DDR, in der Kinder relativ früh nach der Geburt in die Kita kommen wird sowohl von Tim als auch von Christin abgelehnt, da dies der Mutter-Kind-Bindung schade. Aufgrund finanzieller Restriktionen ist es laut den Befragten allerdings für die Frau nicht immer möglich lange Zuhause zu bleiben, wodurch die Berufstätigkeit beider Elternteile notwendig wird. Zeitgleich sehen sie die Schwierigkeiten des erneuten Berufseinstiegs, da nach langem Studium und harter Arbeit der Erfolg und Respekt neu erarbeitet werden muss, was kritisiert wird (vgl.: 258-266). Diese Diskussion entfaltet sich im Verlauf noch weiter und expliziert das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf für Frauen:

Marie: Wenn man dieses mit Karriere und d- da muss man s- ich glaub nicht, dass beides geht. Also ich glaub nicht, dass du eine mega Karriere (Christin: Mhm.) hinlegen kannst und mega fürsorglich sein kannst. Das geht glaub ich echt nicht. Das ist einfach so ein Zielkonflikt (Steffi: Ja.) und deswegen muss man sich da vorher Gedanken machen, und was vielleicht schon geht, ist danach arbeiten, halt nicht auf der Superstelle, sondern trotzdem vielleicht noch zu schauen, dass es dir Spaß macht.

Es wird deutlich, dass weibliche Teilhabe am Arbeitsmarkt nicht abgelehnt, aber

prekariert wird, da eine Karriere und private Care-Arbeit nicht als gleichzeitig zu bewerkstelligen gesehen werden, weil dies einen „Zielkonflikt“ darstellt. Aus diesem Grund wird auf (weibliche) Erwerbsarbeit verwiesen, die zwar „Spaß macht“, aber nicht auf eine Vollzeit-Karriere hinausläuft.

Marie: Es gibt ja die Karriere und die Karriere (Christin: Ja.) [...] ich sag jetzt mal Herr Winter, wenn ich den anschau, mit dem hab ich gesprochen, also Herr Winter, mega guter Mitarbeiter hier, und hat sich wirklich hoch gearbeitet, hab ich ihn gefragt ja und wie ist das, wie vereinbaren sie denn das mit ihrer Familie, ja gut meinen Sohn habe ich jetzt nicht oft gesehen und dann denk ich, (Christin: Mhm.) gut will nicht. Mach ich nicht. Dann brauch ich auch keine mega Karriere machen. (Steffi: Ja.) (Tim: Mhm.) Muss man sich, aber wenn man sagen will ich möchte, ich möchte hoch hinaus, dann weiß ich nicht.

Tim: Ja entweder das Eine oder das Andere.

[...]

Christin: Das finde ich auch. Das also, dass du richtig Karriere machen kannst das geht halt nicht, wenn du dann einfach Kinder hast. Also es geht natürlich schon, aber dann stehen die Kinder halt immer hinten an.

Dies wird an einem Arbeitskollegen exemplifiziert, welcher eine hohe Position besetzt, aber seinen Sohn selten sieht, was Marie deutlich ablehnt: „gut will nicht. Mach ich nicht“. Das Beispiel des männlichen Vorgesetzten dient der Abgrenzung des eigenen Lebensentwurfs. An verschiedenen Stellen der Diskussion wird deutlich, dass die Unvereinbarkeit stark Frauen betrifft und die Berufstätigkeit der Väter wenig bis gar nicht in Frage gestellt wird. Tim entschärft die Einseitigkeit der Kompetenzzuschreibung indem er von Frau/Mutter auf „Elternteil“ umschwingt, was die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung etwas auflöst. Die Problematik liegt in der doppelten Vollzeit-Arbeit beider Elternteile, da das Abgeben der Kinder in Institutionen problematisiert und abgelehnt wird. Die Entgeschlechtlichung wird allerdings innerhalb seiner Argumentation bereits revidiert, wenn er *social freezing* in Großunternehmen scharf kritisiert, welches eine weibliche Praxis und moderne Strategie zur Vereinbarkeit von Karriere und Kind darstellt:

Tim: Ja sagen wir mal, ja die moderne Familie, beide Eltern berufstätig, auf Karriere aus, hört sich vielleicht jetzt bisschen verstaubt an, aber ich glaub, das e- es funktioniert nicht ganz. Äh die Frau, die kann berufstätig sein, wenn da äh oder bzw. ein Elternteil muss daheim bleiben, es kann ja sein kann auch sein, dass der Mann daheim

bleibt, finde ich auch völlig in Ordnung, wenn die Frau dann Vollzeit arbeitet aber beide Vollzeit arbeiten (Steffi: Mhm.) find das funktioniert nicht. Vor allem nicht wenn die Kinder klein sind. Äh ja Kindertagesstätte ja ich weiß nicht, ihr hab- ihr habt es ja schon alle gesagt, Verbindung oder Bindung zu den Eltern geht eigentlich komplett verloren, weil sie es bloß am Abend Nachmittag sehen, und ja, beide auf Karriere, das das geht einfach nicht.

Es zeigt sich entgegen der zuvor geäußerten Eventualität, der Vater könne auch die Care-Arbeit übernehmen, dass Tim ein traditionelles Familienkonzept vertritt, was er auch deutlich als „verstaubt“ expliziert. Dabei werden andere mögliche Familienkonstellationen, wie alleinerziehende Mütter (geschweige denn Väter) völlig ignoriert, worauf Steffi dann hinweist:

Tim: Hm ja aber ich find das ist es ist im Endeffekt nicht vereinbar. Das hört sich verstaubt an aber, da trifft glaub ich schon noch das t- traditionelle Familienbild bisschen zu, Frau sollte, vor allem bei kleinen Kindern, sollte daheimbleiben, sich um die Erziehung kümmern, Mann geht arbeiten, ähm ja, später hat meine Mama auch gemacht, die war halt daheim, bei mir und meiner Schwester, solange wir klein waren, und wie wir in den Kindergarten gekommen sind hat sie

auch wieder angefangen halbtags zu arbeiten. (Christin: Mhm.) Klar musste einfach machen. Und äh ja.

Steffi: Ja aber immer geht das halt auch nicht. Wenn du jetzt alleinerziehend bist zum Beispiel (Tim: Alleinerziehend klar ja ja,) da kann- dann musst du das. Dann musst du das Kind weggeben. Auch wenn willst oder nicht. Und die haben dann nicht mal den Papa als Ansprechperson (Tim: Mhm.) und das ist ja dann schon heftig.

28

Die normative Forderung, die „Frau (...) sollte daheim bleiben“ wird schließlich mit der finanziellen Notwendigkeit eines doppelten Einkommens bzw. bei Alleinerziehenden mit der Notwendigkeit der Lohnarbeit entschärft. Somit resultiert die erhöhte Erwerbstätigkeit von Frauen aus Sicht der Befragten aus ökonomischen Zwängen und nicht aus der intendierten Partizipation von Frauen am Arbeitsleben. Es wirkt wie ein notwendiges Übel: „Das ist oft einfach gar nicht anders möglich. Auch wenn es blöd ist.“ (Steffi). Die Befragten sehen die Erwerbsarbeit von Frauen gegenwärtig als Zwang und die Erziehungstätigkeit damit als ihre eigentliche – naturalisierte – Aufgabe. Die Referenz Tims auf seine eigene Kindheit zeigt, dass seine Vorstellungen an das Vorbild seiner Eltern anknüpfen und somit sozialisatorisch bedingt scheinen.

Im Folgenden werden die Handlungs-

motivationen erwerbstätiger Mütter eruiert. Dabei wird hervorgehoben, dass Arbeit meist in Teilzeit stattfindet und ökonomisch wenig Mehrwert generiert, höchstens die Kita-Kosten abdeckt, aber den Nutzen bringt, den Bezug zur Lohnarbeit und damit die soziale Position nicht zu verlieren. Hier wird nun entgegen vorangehender Aussagen die prekäre Arbeitssituation von Müttern in Teilzeit problematisiert und die Motivation zur Erwerbsarbeit nicht mehr als Zwang beschrieben, sondern „weil sie halt Bock haben“ und „wieder arbeiten wollen“, da der Bezug zum Arbeitsleben bei gänzlicher Abwesenheit abbricht und nicht mehr wiederherstellbar ist: „dann kriegst du ja nichts mehr mit, also dann bist du raus“ (Christin). Daher haben Christin und Marie Verständnis für Mütter, die in Teilzeit arbeiten.

Erwerbsarbeit von Frauen wird hier prekarisiert und das Vereinbarkeitsproblem intentional mit einer schlechteren Position von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gelöst.

Geschlechtsspezifische Kompetenzen

Die Geschlechterdifferenz wird auch in der Unterscheidung zwischen väterlicher und mütterlicher Sorge deutlich:

Marie: Also ich find auch mein Papa ist da lockerer einfach.

Tim: Mhm.



Erwerbsarbeit von Frauen wird hier prekariert und das Vereinbarkeitsproblem intentional mit einer schlechteren Position von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gelöst.

Steffi: Bei mir ist komplett andersrum. (Christin lacht) Die Mama ist so mach mal du, also sie kümmert sich schon um mich, also mach mal, und Papa ist immer so: „bleib da (Mehrere lachen) fahr nicht nach Großstadt B, kommt am Wochenende wieder, gibt auch dein Lieblingsessen“

Mehrere: Lachen

Tim: Und der Papa kocht dann. (lacht)

Steffi: Das nicht, aber ((Gelächter)) bei mir ist irgendwie das komplette Gegenteil. Was das betrifft. (Marie: Ja.) Also es ist ja auch von Person zu Person abhängig.

Steffi grenzt sich von den Erfahrungen der anderen ab indem sie berichtet, dass sie ihren Vater fürsorglicher einschätzt als die Mutter. Dies wird mit viel Gelächter rezipiert, was auch daraufhinweist, dass die anderen dies als ungewöhnlich empfinden. Der vermutlich ironische Einwand, der Vater koche dann auch, wird vor allem belacht, was die deutliche Trennung der Aufgaben nach Geschlecht betont. Allein der Gedanke eines kochenden Vaters erscheint den Befragten amüsant und wird auch von Steffi negiert. Diese Art der Für-

sorge im Sinne alltäglicher Hausarbeit wird nicht mit männlichen Mustern assoziiert, nur als ironischer Marker genutzt und somit zwar Fürsorglichkeit beim Vater akzeptiert, was aber klar von Hausarbeit getrennt zu werden scheint.

Steffi: Ja ich würd auch sagen also glaub meine Eltern sind da was das betrifft ein Vorbild sag ich jetzt mal, meine Mama natürlich auf uns bezogen, [...] und mein Papa halt durch halt sozialmäßig in jedem Ehrenamt dabei, Feuerwehr, Vorstand eines Sportverein, [...] er macht einfach ständig alles für jeden und ist immer super engagiert, und meine Mama ist halt verdient nicht so einen wie wir alle jetzt, aber für unsere Familie, kümmert sich einfach um alles und du weißt halt immer, wenn was ist ist sie halt immer da, und das wär so für mich so wie ich mal auch als- wenn ich mal eine Mutter sein sollte, wäre gl- also sein wollen würde, [...] ich würd da gerne so bisschen so wie mein Vat- wie mein Papa sein, der da immer schaut dass es jedem recht machen kann und überall engagiert ist, ja.

Steffi sieht ihre Eltern als Vorbild bezüglich Care-Arbeit, wobei sie sich eher an ihrem Vater orientiert, der im Gegensatz zur Mutter erfolgreicher in der Erwerbsarbeit ist und dessen Fürsorge sich mehr auf soziales Engagement außerhalb der Familie bezieht, während ihre Mutter die Fürsorge innerhalb der Familie betreibt. Die häusliche Care-Arbeit wird hier abgewertet da sie als weniger erstrebenswert aufgefasst wird als die öffentliche Fürsorge des Vaters. Entgegen der zuvor konstruierten Erwartung an Mütter die private Care-Arbeit zu leisten, wird diese von Steffi für sich persönlich abgelehnt. Generell wird Vaterschaft sehr wenig in Verbindung mit Care diskutiert, es wird nur festgehalten, dass Väter in der Erziehung weniger emotional involviert sind und stärker in der öffentlichen Sphäre Fürsorge leisten, während Frauen als Mütter stark emotional-fürsorglich beschrieben und für familiäre private Haus- und Erziehungs-Arbeit zuständig gesehen werden unter der Prämisse weniger Erwerbsarbeit zu leisten als ihre Partner.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: „Dafür geht sie in die Küche und kocht was“

Die Gruppe 6 geht – eventuell da die eigene Familiengründung und Berufstätigkeit noch zu weit in der Zukunft liegt – der Frage der Arbeitsteilung im Rahmen von

Hausarbeit in der Familie zwischen der Mutter und ihnen als Kindern nach. Dabei wird zum einen sichtbar, dass Frauen als schwächer eingeschätzt und haushaltsnahe Tätigkeiten die als schwer oder hart eingestuft werden wie das Heckenschneiden eher Männern, hier den Söhnen, zugeschrieben werden obwohl Robert darauf verweist, dass dies körperlich auch die Mutter könnte.

Adnan: [Lass mich mal aussprechen, eine Hand wäscht die andere, weißt du was ich meine. Du machst die Gartenarbeit (Robert: Ja genau. ja) aber dafür geht sie in die Küche und kocht was für dich (Robert: ja) deswegen, Fürsorge auf beiden Seiten, Nehmen und Geben (Robert: Ja) genau. Wo ist denn das Problem siehst du, des- aber es kann auch so sein, dass du zum Beispiel sagst, mäh den Rasen und ich geb dir Geld dafür.

Allerdings wird dies erneut unter das Prinzip der Wechselseitigkeit geordnet, welches hier traditionell vergeschlechtlicht ist, da die Mutter im Gegenzug Essen zubereitet. Auch dass man sein Zimmer *für* die Mutter aufräumt, zeigt, dass das Aufräumen eher als weibliche/mütterliche Hausarbeit betrachtet wird. Auch das eigene Zimmer wird *für* die Mutter aufgeräumt:

Adnan: Aber ich glaub desto älter du wirst desto mehr Fürsorge hast du

(Robert: Ja). Zum Beispiel als zwölf-jähriger was wo willst du da Fürsorge haben, da wirst du- was willst du denn da machen außer dein Zimmer aufräumen für deine Mutter (Robert: Ja.) okay da hast du auch ein bisschen Fürsorge dann sag ich mir jetzt ja okay ich räum mein Zimmer auf okay, aber je älter du wirst desto mehr Fürsorge hast du. (Robert: Ja. Klar.) Es ist einfach so.

Mit dem Aufräumen wird folglich die Mutter entlastet und diese Entlastung nimmt für Adnan im Laufe der Zeit zu. Je älter er als Sohn wird, umso mehr Fürsorge-Arbeit übernimmt er, die zuvor von der Mutter für ihn geleistet wurde, was von Robert bestätigt wird.

Auch wenn die Gruppe keine so dezierte Auseinandersetzung zum Thema geschlechtlicher Arbeitsteilung führt, wird aus dem Diskurs über die Care-Arbeit im Haushalt deutlich, dass die *Mutter* den Löwenanteil an Care leistet, zumindest so lange, bis die Kinder ein Alter erreichen in dem sie selbst gewisse Kompetenzen besitzen, daran Anteil zu haben. Auffällig ist, dass ein Vater in den Ausführungen zur Hausarbeit gar nicht auftaucht und Fazit ist, dass Hausarbeit als klassisch weiblich gedeutet wird, insbesondere bezüglich repetitiver Reparaturaufgaben wie Essen-zubereitung, Gartenpflege und Ähnlichem.

Zwischenfazit

Vor allem Gruppe 11 ist verstärkt von Widersprüchen und Diskrepanzen geprägt, so auch der Frage der *Vereinbarkeit von Beruf und Familie* (von Müttern). Die Vergeschlechtlichung vollzieht sich also eklatant in der Deutung der privaten Arbeitsteilung vor allem bezüglich der Zuständigkeit für die Sorge um Kinder. Das deutliche Zeitproblem in der Gestaltung von Beruf und Familie kommt bei der Familiengründung zum Tragen und betrifft nur Mütter, die den Jugendlichen zufolge dann nicht egoistisch sein und weiterhin eine Karriere verfolgen, sondern als Vollzeit-Hausfrau und -Mutter Care im Privaten leisten sollen. Entschärft wird die strenge Erwartungshaltung durch *Anerkennung des Zielkonflikts* von Müttern, auch weiterhin am Berufsleben teilhaben zu wollen, was ihnen aber nur in Form von niedrigschwelliger Teilzeitarbeit zugestanden wird und mit aktuellen Analysen der Arbeitsmarktstruktur korreliert (vgl. Hobler 2017; Lenz 2017). Die weibliche Lohnarbeit resultiert einerseits aus ökonomischen Zwängen, ist andererseits aber wichtig um nicht den Bezug zur öffentlichen Sphäre zu verlieren. Die doppelte Vergesellschaftung und damit auch doppelte Diskriminierung von Frauen wird hier zwar diskursiviert aber nicht progressiv, sondern in Traditionalismen gelöst. Die von Hausen (1976) erörterte Trennung der Sphären kann an dieser Stelle als verflüssigt

aber bei weitem nicht aufgehoben verstanden werden. Egalitäre partnerschaftliche Teilung von Erwerbs- und Sorgearbeit wird nicht thematisiert.

Aus dem Material lässt sich keine Kritik am Geschlechterverhältnis finden. Es gilt hier als Leitbild, dass Frauen den Großteil unentlohnter Care-Arbeit übernehmen und in prekären Verhältnissen beschäftigt sind. Nicht der Zwang zur Care-Arbeit aufgrund fehlender staatlicher Angebote wird kritisiert, sondern die Notwendigkeit von Erwerbsarbeit aufgrund ökonomischer Zwänge. Der daraus resultierenden Erosion des Ernährer-Modells und zunehmender Frauenerwerbsarbeit wird vermehrt mit Ablehnung begegnet. Generell konstruiert die Gruppe 11 ein traditionelles Geschlechterverhältnis, wobei sich aber ein Konflikt im Differenzwissen der Befragten abzeichnet, da die kulturellen Deutungen zwar stark traditionell sind, bezüglich der eigenen Zukunft aber vermehrt aufgelöst werden.

Für Gruppe 6 zeigt sich dagegen eine klar naturalistisch-biologistische Geschlechterdifferenz im Alltagswissen, welche sich in binären Kodierungen wie stark/schwach und aktiv/passiv äußert. Die Geschlechterordnung ist hierarchisch, binär und heteronormativ, wobei der Frau klar die Care-Arbeit zugeschrieben wird, während Männlichkeit kaum konstruiert wird, abgesehen vom autoritär beschriebenen Vater in der Familie.

Generell ist es auffällig, wie die bereits 1979

von Beck-Gernsheim kritisierte Stabilität überholter Geschlechterverhältnisse, in denen Frauen eindeutig die unentlohnte Care-Arbeit zugeschrieben wurde auch heute noch in den Deutungen der Jugendlichen aufrechterhalten wird. Fürsorge wird eindeutig als weibliche Kompetenz gesehen und Ansätze einer etwaigen Egalisierung der Arbeitsteilung nur selten angedeutet. Besonders deutlich wird das in den Ausführungen zur Arbeitsteilung, in der die Karriere von Frauen und das Gerech-Werden des idealisierten Mutterbildes diametral entgegengesetzt sind.

Das Geschlechterverhältnis

Die wissenschaftliche Deklaration einer De-Thematisierung oder Verschleierung des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses kann hier nicht bestätigt werden, da eine klare hierarchische, binäre, naturalisiert-traditionelle Differenz der Geschlechter gezeichnet wird, die mit (traditionellen) Stereotypisierungen der Zweigeschlechtlichkeit korrespondieren. Dabei mäandert die Differenz zwischen Naturhaftigkeit und Tradition, ist teils biologisch-determiniert (v.a. Gruppe 6) und teils traditional (v.a. Gruppe 11) geprägt, aber definitiv dichotom und hierarchisch. Neuerungen wie Reproduktionstechnologien oder institutionalisierte Fremdbetreuung von Kindern die das Verhältnis erodieren könn(t)en werden aufgrund

” Dennoch bleibt die klare Diskursivierung der Differenz als traditional-naturalistisch Resultat der Analyse.

ihrer Unnatürlichkeit abgewiesen. Zudem erfolgt die Konstruktion als traditionale Deutung, weil die Geschlechterordnung so weiterbestehen soll wie sie schon immer war, vorgelebt wurde und als Ideal anerkannt wird.

Vergeschlechtlichte Arbeitsteilung lässt sich damit als eine Mischung aus traditionellem und essentialistischen Milieu nach Koppetsch/Burkhart beschreiben, welche durch die biologische Konstitution und eine als ideal und normal inkorporierte soziale Ordnung der Geschlechter mit spezifischen Attributen geprägt ist. Trotz des relativ hohen Bildungsabschlusses der Befragten in Gruppe 11 im Vergleich zu Gruppe 6 unterscheiden sich die Deutungsmuster nur im Grad der Reflexion und Bezug auf Erwerbsarbeit, aber nicht hinsichtlich des konstruierten Geschlechterverhältnisses, welches in der Literatur bei höherer Bildung verstärkt als universalistisch und egalitär und im Sinne eines Schweigens um die Differenz unterstellt wird. Eine rhetorische Modernisierung oder ein Schweigen über die Differenz ist aus den Daten schwer herauszulesen, wobei eine grundsätzliche Gleichstellung und

Emanzipation womöglich vorausgesetzt wird, zumindest hinsichtlich der Öffnung des Arbeitsmarkts und der Berufstätigkeit von Frauen. Dennoch bleibt die klare Diskursivierung der Differenz als traditional-naturalistisch Resultat der Analyse, was die immense Wirkmächtigkeit der Natur für das Alltagswissen auch noch heute in den Deutungen der Jugendlichen zeigt. Dabei muss die Kontextspezifik des Datenmaterials beachtet werden, das lediglich einen kleinen Ausschnitt der Lebensrealität zweier Gruppen bayerischer Jugendlicher abbildet. Dennoch erscheint das Ausmaß an Traditionalisierung enorm, wenn bedacht wird, dass die Befragten einer Generation entstammen, die vermeintlich geprägt ist von der sich transformierenden flexibilisierten Kapitalismusformation der Gegenwart.

Rhetorische Traditionalisierung

Deutlich wird die Prägnanz von Ungleichzeitigkeiten und Brüchen im lebensweltlichen Differenzwissen der Befragten, welches von Widersprüchen durchzogen ist. Während die Literatur bezüglich der Transformation des Geschlechterverhältnisses von einem fortschrittlichen Differenzwissen bei trägen sozialen Strukturen und progressivem kulturellen Wandel ausgeht, erscheint das Differenzwissen traditionell. Die sozialen Strukturen, also die Handlungsebene und die Vorstellungen der

eigenen Zukunft, scheinen aber fortschrittlicher zu sein, während der Progression der kulturellen Änderungen aufgrund des Differenzwissens eher mit Ablehnung begegnet wird. Dies veranschaulichen die Ausführungen der Befragten in Gruppe 11. Die Vollzeit-Mutter wird zwar gefordert, gleichzeitig lehnen die Befragten aber eine Umstrukturierung des eigenen Lebens in der Zukunft zugunsten von Care ab. Auch in Gruppe 6 zeigt sich die Diskrepanz zwischen biologistisch-traditioneller Geschlechterdifferenz im Alltagswissen bei gleichzeitig hoher Fürsorgeverantwortung der (männlichen) Befragten für ihre Familie. Es handelt sich hier also eher um eine *rhetorische Traditionalisierung* die durch die Verschiebung von Wissen, Struktur- und Kulturzusammenhang gekennzeichnet ist.

34

Fazit

Für die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen von Care wird eine *rhetorische Traditionalisierung* statuiert, die auf die komplexe Widersprüchlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsformation verweist, mit der die Jugendlichen konfrontiert sind. So wird einerseits eine alle Menschen umfassende Zuständigkeit und Verantwortung zu Care gesehen, andererseits wird die spezifische Tätigkeit des Sorgens stark feminisiert und Arbeitsteilung klar geschlechterhierarchisch konstruiert. Ebenso

wird eine Auslagerung von Care-Arbeit abgelehnt, zugleich aber die Zuständigkeit persönlich abgewiesen, da Lohnarbeit und individuelle Freiheit vorrangig sind. Diesen Widersprüchen scheinen sich die Befragten allerdings nicht bewusst zu sein. Die Diskrepanzen können mit den unterschiedlichen Ebenen der Reflexion erklärt werden: Traditionelle Arbeitsteilung ist Teil des inkorporierten alltagsweltlichen Differenzwissen der Befragten, während in den Vorstellungen zur konkreten persönlichen Zukunft die Komplexität der gegenwärtigen Gesellschaft verarbeitet werden muss.

Dem steht die politische Auseinandersetzung entgegen, die eine Gleichstellung der Geschlechter durch die Schaffung von Räumen für Arbeit und Care anstrebt, wie der zweite Gleichstellungsbericht formuliert. Hinzu kommt der wissenschaftliche Diskurs, der ebenfalls von Progression ausgeht und De-Thematisierung sowie Verschleierung der hierarchischen Geschlechterordnung deklariert. Es zeigt sich eine deutliche Diskrepanz nicht nur zwischen Alltagswissen und Zukunftsvorstellungen der Befragten, sondern auch zwischen wissenschaftlicher sowie politischer Auseinandersetzung und jugendlichen Deutungsmustern. Hier scheint die aktuelle soziologische Diskussion den Realitäten bereits voraus zu sein, welche eher im Rahmen der wissenschaftlichen Debatten aus den Anfängen der Frauenbewegung einzuordnen sind.

Besonders deutlich zeigt sich die beharrliche Wirkmächtigkeit der Natur, die den Deutungen von Fürsorge und Geschlecht zu Grunde liegt. Vermeintlich biologisch-naturwissenschaftliches Wissen erweist sich als Produzent akzeptierter Wahrheit in den Deutungen der Jugendlichen zu Care und Gender. Vor allem die Konstruktion von *Müttern* erweist sich als erstaunlich rigide-traditionell, exkludiert Frauen bei Familiengründung nahezu komplett aus der Sphäre des Öffentlichen und propagiert prekäre Arbeitsverhältnisse von Frauen.

Von einer Neu- oder Umverteilung der Zuständigkeiten von Care kann somit nicht gesprochen werden, im Gegenteil können starke Traditionalisierungstendenzen sowie eine Persistenz des Geschlechterverhältnisses postuliert werden.

Selbstverständlich muss die Kontextspezifik des Datenmaterials beachtet werden, das lediglich einen kleinen Ausschnitt der Lebensrealität zweier Gruppen bayerischer Jugendlicher abbildet. Dennoch erscheint das Ausmaß an Traditionalisierung enorm, wenn bedacht wird, dass die Befragten einer Generation entstammen, die vermeintlich geprägt ist von der sich transformierenden flexibilisierten Kapitalismusformation der Gegenwart.

Zukünftige Forschungsbestrebungen zu diesem Thema sollten sich den möglicherweise stark ausgeprägten Traditionalismen im Alltagswissen junger Erwachsener zu-

” Von einer Neu- oder Umverteilung der Zuständigkeiten von Care kann somit nicht gesprochen werden.

wenden und diese Traditionalisierung der Leitbilder weiter untersuchen. Denn eine Politik, die auf Gleichstellung der Arbeitsteilung ausgerichtet ist, kann nicht erfolgreich sein, wenn diese normativ von den Bürger_innen abgelehnt wird. Bezogen auf die exemplarisch dargestellten Fälle der bayrischen Jugendlichen liegt die Vermutung schließlich nahe, dass die traditionelle Geschlechterordnung als Idealbild fungiert, was es weiter zu entschlüsseln gilt, um diese Erkenntnisse in sinnvolle politische Maßnahmen zu übersetzen auf dem Weg zu einer (geschlechter)gerechteren Verteilung von Care-Arbeit.

ZUR AUTORIN

Béatrice Alischer (M.A.) hat an der Ludwig-Maximilians-Universität Soziologie und Gender Studies studiert. Ihre wissenschaftlichen Interessensgebiete umfassen Geschlechter- und Arbeitssoziologie sowie Theorien sozialer Ungleichheit und des sozialen Wandels. Derzeit erarbeitet sie im EU-Gleichstellungsprojekt ESF neue Arbeitszeitmodelle zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

LITERATUR

Becker-Gernsheim, Elisabeth (1979): Männerrolle, Frauenrolle – aber was steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern. In: Eckert, Roland (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. Mann und Frau in soziologischer Sicht. München: Beck, S. 165–201.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Knapp, Gudrun-Axeli/Pumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Studie zum Projekt „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter“. Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zu wenig – Beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterinnen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Einleitung. In: Ebd. (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 7–18.

Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Springer VS, S. 65–75.

Bianchi, Suzanne/Milkie, Melissa/Sayer, Liana/Robinson, John (2000): Is anyone doing the Housework? Trends in the Gender Division of Household Labor. In: Social Forces, 79, S. 191–228.

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität 1976. Berlin: Krin Verlag, S. 118–199.

Deutscher Bundestag (2017): Zweiter Gleichstellungsbericht. Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Drucksache 18/12840 vom 21.06.2017 mit Stellungnahme der Bundesregierung.

Gerhard, Ute (1978): Verhältnisse und Verhinderungen.

Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363–393.

Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth (Hrsg.): Ortssuche. Zur Geografie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund: eFeF Verlag, S. 17–48.

Hobler, Dietmar/Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Sopp, Peter/Wagner, Alexandra (2017): Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI Gender-DatenPortal. In: WSI Report 35/2017. Hans-Böckler-Stiftung.

Hochschild, Arlie Russell (2002): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und Zuhause nur Arbeit wartet. In: Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula/Oechsle, Mechthild/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.): Geschlecht und Gesellschaft. Bd. 29. Opladen: Leske + Budrich.

Kaufmann, Jean-Claude (2005). Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Konstanz: UVK.

König, Tomke (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.

Koppetsch, Cornelia/Burkhart, Günter (1998): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.

Koppetsch, Cornelia (2001): Milieu und Geschlecht. Eine kontextspezifische Perspektive. In: Weiß, Anja/Koppetsch, Cornelia/Scharenberg, Albert/Schmidtke, Oliver (Hrsg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 109–137.

Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 195–219.

Krüger, Helga (1999): Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der ‚gender‘ Sensibilität in der Forschung. In: Neusel, Aylä/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a. M./New York, S. 35–60.

Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Lenz, Ilse (2017): Genderflexer? Zum gegenwärtigen Wandel der Geschlechterordnung. In: Lenz, Ilse/Evertz, Sabine/Ressel, Saida (Hrsg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer VS, S. 181–222.

Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Barbara Budrich.

Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique/Häberlein, Jana/Kaiser, Anelis/Saxer, Sibylle (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, S. 218–315

Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 50–66.

Ridgeway, Cecilia (2001): Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 250–275.

Schneider, Norbert/Rost, Harald (1998): Von Wandel keine Spur – warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, S. 217–236.

Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: Springer VS.

Villa, Paula-Irene (2017): Autonomie und Verwundbarkeit. Das Social Flesh der Gegenwart. In: Lenz, Ilse/Evertz, Sabine/Ressel, Saida (Hrsg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer

VS, S. 65–84.

Walgenbach, Katharina (2015): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. In: Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hrsg.): Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGfE Band 4: Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Opladen: Barbara Budrich, S. 21–50.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 286–319.